
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 259. Bromberg, den 27. November 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von K. R. G. Browne.

Erstes Kapitel.

Eine unerwartete Erbschaft.

Seinem löblichen Brauche gemäß nahm Josef Pargiter Moon, Mitglied der Königlichen Akademie, sein tägliches Morgenbad. Diese Tatsache mußte jedermann, der mit Mr. Moons Gewohnheiten vertraut war, in einem Umkreis von hundert Schritten bekannt werden, denn er war einer von denen, die ihr Bad mit Gesangbegleitung nehmen. Während er im Wasser lag und seinen Kopf energisch einseifte, entströmte seiner Kehle ein prächtiges altes Seemannslied der derbsten Sorte — tatsächlich so derb, daß das Badezimmer der einzige Ort war, wo es laut gesungen werden konnte. Das Badezimmer war voll Dampf und Melodie, die kleine Wanne war voll von dem großen Mr. Moon und Mr. Moons linkes Auge, wie der plötzliche Abbruch des Gesanges und sein Ersatz durch kräftige Meinungsäußerungen bezeugte, war voll Seife. In der Pause nach diesem Zwischenfall wurde ein leises Pochen an der Badezimmertür vernehmbar.

„Was gibt's?" schrie Mr. Moon, der sich das Auge rieb.

Durch die Tür drang die höfliche Stimme des Mr. Henry Shoesmith, der in seiner Person fünfzig Prozent des Hausstandes Mr. Moons repräsentierte, während der Rest in Mrs. Emma Shoesmith, seiner Gattin, verkörpert wurde.

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Sir."

„Was?"

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Sir."

„Zu dieser Stunde? Wer ist es?"

„Ich kenne ihn nicht, Sir. Er weigerte sich, seinen Namen zu nennen."

„Was will er?"

„Er weigerte sich, es zu sagen, Sir."

„Ah, wirklich?" schrie Mr. Moon. „Dann sagen Sie dieser menschlichen Auster, daß ich mich weigere, ihn zu empfangen. Sagen Sie ihm, vor dem Frühstück lehne ich Besuche ab."

„Ich gestattete mir, ihm diese Tatsache mitzuteilen, Sir, aber er erwiderte, das gehe ihn nichts an, auch sagte er, er habe keine Eile, er würde mit Vergnügen mit Ihnen frühstücken."

„Der Teufel auch — sonst nichts?" sagte Mr. Moon. „Beschreiben Sie mir diesen Herrn einmal, Shoesmith."

„Ein großer Herr, Sir. Jung und gut gebaut, wenn ich mir ein Urteil gestatten darf. Gut angezogen, Sir."

„Ich kenne ihn nicht. Sagen Sie ihm, er solle sich zum — Shoesmith."

„Sir?"

„Sieht er aus, als wolle er sich malen lassen?"

„Mir ist der Gedanke auch gekommen, Sir, muß ich sagen. Wir haben schon Leute gehabt, die nach weniger aussahen, Sir."

„Schon gut, ich komme im Augenblick."

„Sehr wohl, Sir. Ziehen wir heute den blauen oder den grauen Anzug an, Sir?"

„Den braunen. Gehen Sie, Shoesmith."

Nun hob sich die gewaltige Gestalt aus dem Wasser und bearbeitete sich wild mit einem Badetuch. Vollständig angekleidet war M. Moon schon eine auffallende Erscheinung, nackt wirkte er fast überwältigend. Er war fünfundvierzig Jahre alt und maß in den Socken sechs Schuh zwei Zoll. Sein Körper bestand fast ausschließlich aus Muskeln. Ungeheure Schulterbreite, ein Brustkorb wie eine Tonne und ein dichter schwarzer Bart verliehen ihm ein Aussehen grimmiger Wildheit, was zwar ein irreführender Eindruck, jedoch in Ausübung seines Berufes von bedeutendem Wert für ihn war.

Denn der hier stand, war der berühmte Josef Pargitter Moon, der Maler schwer bezahlter und eleganter Porträts und dabei ein so geriebener Geschäftsmann, wie nur je einer seine Modelle idealisierte. Als er frühzeitig entdeckte, daß seine Höhlenmenschen-Erscheinung einen besonderen Zauber auf seine Klientinnen ausübte, legte er auf diese Entwicklung seines Äußeren hervorragendes Gewicht, und nun, zu dem Zeitpunkte dieser Geschichte, galt niemand als wirklich mit der Mode gehend, der nicht von „diesem unheimlichen, brutal aussehenden Menschen, meine Liebe" gemalt worden war. Da die Mehrzahl der Porträtmaler Chelsea oder St. Johns Wood unsicher machen, erhöhte Mr. Moon seine Anziehungskraft noch dadurch, daß er sich in Putney niederließ („eine ganze Tagesreise! So sonderbar!"), wo er ein recht alltägliches Haus seinen Bedürfnissen durch die Umwandlung des ganzen Oberstockes in ein Atelier angepaßt hatte. Diese und ähnliche Exzentrizitäten verschafften ihm Vorteil und Vergnügen.

Nun verfügte sich Mr. Moon in sein Ankleidezimmer, wo der unentwegt tüchtige Shoesmith pflichtgemäß „den braunen" ausgelegt hatte. Nach zehn Minuten ging er wohlgekleidet, gebürstet und Ehrfurcht einflößend die Treppe hinab ins Bibliothekzimmer.

Die „menschliche Auster" stand am Fenster und schaute hinaus. Beim Öffnen der Tür wandte er sich um und lächelte über das ganze Gesicht. „Hallo!" sagte er.

Mr. Moon fuhr etwas zurück und runzelte die Stirn, denn Fremde pflegten ihn nicht so zu begrüßen. Er warf einen sehr kühlen Blick auf den Eindringling.

Shoesmith hatte entschieden recht mit seiner kurzen Beschreibung. Dies war wirklich ein sehr großer junger Mann — beinahe so groß wie Mr. Moon, nur magerer und sehniger. Er hatte schwarzes Haar, graue Augen und ein auffallendes Kinn. Bei irgendeiner Gelegenheit war seine Nase offenbar in kräftige Berührung mit einem harten, unnachgiebigen Gegenstand gekommen und hatte dadurch eine leichte aber bleibende Neigung nach links bekommen. Er war, wie der luchsäugige Shoesmith bemerkt hatte, in einem grauen Wollanzug von ausgezeichnetem Schnitt gekleidet.

„Nun ja!" sagte er. „Nach so vielen Jahren!"

Moon betrachtete ihn noch immer zweifelhaft. Es schien ihm wohl etwas in dem Gesicht des jungen Mannes bekannt, aber er wußte nicht, wohin er ihn tun sollte.

„Ich fürchte — —" begann er.

„Alle Wetter, verflucht!" sagte der junge Mann. „Er kennt mich nicht. Vorwärts! Die Hirnzellen aufgerüttelt! Konzentration! Schau mich gut und lange an! Such' in deinem Gedächtnisse!"

Noch fünf Sekunden lang starrte Mr. Moon ihn zweifelnd an, dann stieß er einen Schrei aus.

„Mike!"

„Du hast ein Falkenauge, Onkel Joe", sagte der junge Mann.

Mr. Moon, über dessen Antlitz — soweit es sichtbar war — sich nun freudiges Staunen verbreitet hatte, packte die Hand seines Besuches und schüttelte sie begeistert.

„Mike! Guter Gott, Junge, ich habe dich kaum erkannt."

„Nun, in zwölf Jahren verändert man sich schon ein wenig, Onkel Joe."

„Du bist stärker geworden", sagte Mr. Moon und drehte seinen Besuch bei den Schultern zum Licht, wo er ihn gründlich in Augenschein nahm. „Ein magerer kleiner Kerl warst du, nur Beine und Ellbogen. Ganz entschieden bist du stärker geworden."

„Nun", erwiderte der junge Mann, „du auch, Onkel Joe, wenn wir schon vom Äußeren reden. Diese weite Fläche der Weste ist neu erworben. Du bist auch ganz entschieden stärker geworden."

Mr. Moon, im sicheren Bewußtsein, daß sein riesiger Körperbau kaum ein Lot überflüssiges Fett enthielt, behandelte diese grundlose Behauptung mit der Verachtung, die sie verdiente.

„Wie alt bist du jetzt, Mike? Siebenundzwanzig? Ja, ja! Dann muß ich auch viel näher den achtzig sein, als ich mich fühle. Ich freue mich sehr, dich zu sehen, Junge. Ich hörte von Karoline, daß du auf der Heimfahrt seist, aber ich wußte nicht, daß du so bald eintreffen würdest. Wann bist du im perfiden Albion angekommen?"

„Gestern gelandet und abends in London eingetroffen. Apropos, ich könnte einem Ei ins Angesicht schauen, falls die Hühner heute legen. Ich habe noch nicht gefrühstückt."

„Warum nicht? Es ist neun Uhr vorüber."

„Ich wollte mir Bewegung machen", sagte der junge Mann, „darum ging ich zu Fuß her und es war zu früh, um am Ausgangspunkt schon etwas zu bekommen."

„Also komm mit mir hinauf und erzähle mir alles. An diesen heißen Tagen esse ich im Atelier."

Mr Moon nahm seinen Neffen beim Arm und führte ihn die Treppe hinauf ins Atelier. Dieses war ein großer, heiterer Raum, einfach aber hinreichend ausgestattet mit einem Tisch, einigen Stühlen, einem Modellsitz, einem Paar Staffeleien, einem Nußbaumschreibtisch und einem chinesischen Schränkchen aus rotem Lack. An den Wänden hingen Kunstwerke in verschiedenen Stadien der Vollendung und an einem Nagel an der Tür hing (weshalb, konnte niemand erraten) ein Feuerwehrhelm herab. Der gedeckte Frühstückstisch war an das große Fenster gerückt, von wo man eine wunderbare Aussicht auf die Themse hatte.

Der junge Mann blieb unter der Türe stehen und betrachtete den Raum wie einer, der sich wohlbekannte Dinge ins Gedächtnis zurückruft.

„Dasselbe alte Zimmer, Onkel Joe. Derselbe alte Gestank von Farben und Wohlstand. Dasselbe alte Geschäft, wie ich sehe", fügte er hinzu, indem er zu einer Staffelei hinschlenderte und das halbfertige Porträt darauf musterte.

„Das", sagte Mr. Moon, indem er zugleich auf die Klingel drückte„ ist eine Mrs. Smith-Saunders aus Upper-Sydenham im Südosten. Ihr Gatte packt tote Fische in Büchsen und sie sieht danach aus. Sie hat vier Kinne und Ohren wie Krughenkel."

„Das möchte man nicht erraten."

„Das ist eben die Kunst, mein Junge. Sie würde mir nichts dafür zahlen, sie so zu malen wie sie ist, also male ich sie, wie sie gerne wäre. Also leben die Armen. Ich denke oft — — Ah, Shoesmith!"

„Sir?" sagte der Unerschütterliche, geisterhaft auf der Schwelle erscheinend. Er war ein kleines, dickes, rötliches Individuum ohne Haare mit unbewegtem Ausdruck.

„Mann", sagte sein Herr, „Sie sind ein schwankes Rohr. Dies —" er deutete auf seinen Neffen — „ist kein Fremder! Dies ist Mr. Michael Fairlie, an den Sie sich erinnern sollten."

Shoesmith wandte dem Besucher ein unbewegtes Auge zu.

„Jetzt, wo Sie es sagen, Sir, sehe ich die Ähnlichkeit. Aber der junge Herr ist tatsächlich gewachsen."

Mike kam herüber und schüttelte ihm nun die Hand.

„Shoesmith, alter Kerl, wie geht es Ihnen? Ich sagte Ihnen unten nichts, weil ich sehen wollte, ob mich Mr. Moon erkennen würde. Er tat es nicht."

„Ein verzeihlicher Gedächtnisfehler, Sir," sagte Shoesmith, „in Anbetracht, daß Sie erst fünfzehn Jahre alt waren, als Sie nach Kanada gingen. Willkommen in England, Sir Michael, wenn ich es sagen darf."

„Guter Gott!" rief Mr. Moon aus. „Sir Michael. Richtig, das bist du ja. Das hätte ich fast vergessen. Ja, ja! — Shoesmith, tummeln Sie sich, tummeln Sie sich! Eier! Speck!"

„Sehr wohl, Sir", erwiderte Shoesmith und zog sich ordnungsgemäß zurück.

Mr. Moon schaute seinen Neffen an und grinste.

„Sir Michael, was? Wie gefällt es dir?"

Mike schlenderte zum Fenster und ließ sich in einen Stuhl fallen.

„Nicht besonders, Onkel Joe, um die Wahrheit zu sagen, obwohl es bis jetzt nicht viel Unterschied gemacht hat, außer daß die Leute größere Trinkgelder erwarten. Aber ich freue mich gerade nicht, das Gut in King's Fortune zu übernehmen. Nach Tante Karolinens Ansicht bedarf es einer Kreuzung von Napoleon und Mussolini, um die Sache ins rechte Gleis zu bringen."

„So schlimm ist es nicht", sagte Mr. Moon, „weil deine Tante eine sehr tüchtige Frau ist. Aber dein unbetrauerter Onkel hat gar nichts getan, was er hätte tun sollen."

„Ich habe nie geglaubt, daß er so bald sterben würde", sagte Mike beinahe gekränkt.

„D. T. rafft einen oft so plötzlich weg. De mortuis und so weiter ,aber es war jedenfalls das beste, was er tun konnte."

Jeder, der den Herrn, von dem die Rede war, gekannt hatte, hätte diesem Ausspruch nur völlig beistimmen können, denn der Lebenslauf des verstorbenen Sir Richard Fairlie bestand aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Lumpereien. Als einziges schwarzes Schaf einer sonst untadelhaften Familie, schien er einen moralischen Knacks zu haben, der ihn einfach unfähig machte, die gerade Straße der Anständigkeit zu wandeln. Ziemlich früh in seinem so übel angewendeten Leben hatte er die Tochter eines reichen Eisengießers geheiratet, diese Dame (die Schwester von Mr. Moon und Mikes Tante) war nach einem Jahr krampfhaften Ehestandes darauf gekommen, daß sie nur der Besitz eines Eheringes von einer Anzahl anderer Empfängerinnen der Gunst ihres Gatten unterschied. Ihre hohen moralischen Prinzipien, unterstützt durch die Meinung ihres Vaters — der die ziemlich verbreiteten Ansicht war, ein schlechter Baron in der Familie sei besser als gar keiner — verboten ihr zwar, sich scheiden zu lassen, doch lehnte sie es energisch ab, noch weiter mit ihm etwas zu tun zu haben, indem sie wahrheitsgemäß darauf hinwies, daß er vom Anfang an weniger ein Gatte, als eine eheliche Katastrophe gewesen war.

Sir Richard den das durchaus nicht bekümmerte, zog sich nach London zurück und nahm sein dem Vergnügen geweihtes Leben dort wieder auf, wobei er einem bedeutenden Verbrauch starker geistiger Getränke, sowie einer Form des Pokerspiels huldigte, die sowohl originell als erfolgreich war. Schließlich aber zwang ein nur teilweise unterdrückter Skandal, der einen Zusammenhang mit einem Spiel Karten mit fünf Assen aufwies, den unternehmenden Baron, neue Jagdgründe aufzusuchen. Er fuhr also nach Monte Carlo, geleitet von dem befreiten Aufatmen seiner Bekannten und einer Maid aus einem Blumenladen in Piccadilly. Drei Monate später ereilte ihn die Nemesis in Gestalt von Delirium tremens, so daß er den kurzen Rest seines Erdendaseins in dem unerschütterlichen Glauben verbrachte, er sei Julius Cäsar, eine Täuschung, welche ihm zwar zweifellos große Genugtuung bereitete, jedoch den einstigen unwiderstehlichen Zauber seines Wesens einigermaßen beschränkte. Bald darauf starb er und beging damit die einzig lobenswerte Tat seines Lebens.

Der größte Teil seiner unterhaltsamen Geschichte war Mike bekannt, obwohl er nie auf freundschaftlichem Fuße mit dem Onkel gestanden, ihn in der Tat nur selten getroffen hatte, ehe er mit seinem Vater nach Kanada auswanderte. Dieser war ein begeisterter Landwirt, der fand, daß ihm England nicht genügend Spielraum zur Entfaltung seiner Talente bot. Nach seinem Tode war Mike der natürliche Erbe Sir Richards, welcher Ehre er wenig gedachte, bis ihn plötzlich die Nachricht vom Tode seines Onkels und eine gebieterische Botschaft seiner Tante an seine Pflichten erinnerte.

„Ich kann nicht vorgeben, Richard eine Träne nachzuweinen", sagte Mr. Moon, „ebensowenig wie deine Tante Karoline, die eine außergewöhnlich vernünftige Frau ist. Das beste, was wir tun können, ist, ihn so rasch wie möglich zu vergessen." Er betrachtete seinen Neffen nachdenklich. „Sir Michael Fairlie. Es klingt angenehm. Wie in einem Zehnpfennigroman. Und glücklicherweise das nötige Ein-

kommen dazu. Was hast du übrigens mit deiner wilden Wollfarm getan?"

„Einen Verwalter eingesetzt", sagte Mike. „Vielleicht gehe ich eines Tages wieder hin."

„Laß das deine Tante nicht hören. Sie hat genug von abwesenden Gutsherren."

Mike rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Um dir die Wahrheit zu gestehen, Onkel Joe, ich fürchte mich ein wenig vor Tante Karoline. Ich erinnere mich ihrer als einer außergewöhnlich energischen Dame."

Mr. Moon grinste.

„Das ist sie noch. Aber du bist jetzt groß genug, um mit ihr umgehen zu können, obwohl du auf Leben und Tod wirst schuften müssen. Zwanzig Meilen im Umkreis von King's Fortune ist es bekannt, daß das Wappen derer von Fairlie durch den Kot gezogen wurde und es ist das Hauptziel des Lebens deiner Tante, seine ursprüngliche Reinheit wiederherzustellen."

„Das habe ich ihrem Schreiben entnommen", sagte Mike unruhig.

„Ich verstehe natürlich ihren Standpunkt. Sie hat bis jetzt ausnehmend böse Zeiten gehabt und besitzt sehr starkes Pflichtgefühl. Sie baut fest auf dich, Junge."

„Ich verstehe", sagte Mike.

„Sie wird ja ein wenig überrascht sein von dir", sagte Moon. „Sie hat dich viel seltener gesehen als ich und ich hätte ein dutzendmal an dir vorübergehen können, ohne dich zu erkennen. Deine Nase zum Beispiel — —"

„Boxkampf", erklärte Mike kurz. „Kein Arzt bei der Hand."

„Ach ja, die Jugend, die Jugend!" seufzte sein Onkel. „Aber hier ist Speise für Mensch und Tier."

Shoesmith, der wie auf Katzenpfoten hereinkam, stellte die Gerichte auf den Tisch, trat zurück und hustete achtungsvoll.

„Was gibt's?" fragte sein Herr.

„Ich möchte Sie nur erinnern, Sir, daß Mrs. Smith-Saunders um halb elf Uhr zu einer Sitzung kommt. Ich meine, Sie haben gesagt, Sir, es gäbe da noch eine Schwierigkeit mit dem Kinn."

„Guter Gott, ja!" sagte Mr. Moon. „Hol' der Teufel die Hexe! Zwei Kinne kann ich übersehen, ein drittes kann ich beschönigen, aber vier sind zuviel, auch für meine Fähigkeiten. Schon gut, Shoesmith. Machen Sie übrigens ein Zimmer zurecht für Mr. — für Sir Michael. Du bleibst doch natürlich, Mike?"

„Wenn ich darf. Tante Karoline erwartet mich nicht vor nächster Woche. Ich brachte alles schneller in Ordnung, als ich erwartet hatte, und erreichte ein früheres Schiff. Ich habe sie nicht benachrichtigt, weil ich dachte, ich möchte erst ein paar Tage flott leben, ehe ich der würdige Gutsherr, fein mit Gamaschen und weißem Zylinder, werde."

Mr. Moon lächelte nachsichtig.

„Nun, viel Glück dazu, Junge, aber wenn du in diesen Zeiten ein flottes Leben zuwege bringst, wo sich Grafschaftsräte, Bischöfe und wer sonst noch überall hineinmischen, dann bist du schlauer als ich. Ja, wie ich jung war," fuhr Mr. Moon in Erinnerung versunken fort, „da waren die Zeiten noch anders, ganz anders! Laß dir nur erzählen — —" Er brach mit einem leichten Husten ab. „Lieber nicht, vielleicht kannst du dir diesen Vormittag die Zeit vertreiben, indessen ich mit diesem mißglückten Ebenbild Gottes ringe?"

„Gewiß. Ich gehe mir ein Auto kaufen."

„Nimm meines — wenn du hineinkommst. Hier herrscht Freiheit."

„Nein, danke vielmals. Ich will ein eigenes haben — eines von diesen lauten, übelriechenden."

„Nein, nein!"

„Ich dachte, alle Barone hätten die."

„Gut", sagte sein Onkel mit ergebener Stimme. „Es ist dein Genick, nicht meines. Aber bitte, vergiß nicht, daß wir in unserer großen Stadt eine Geschwindigkeitsgrenze haben und daß Piccadilly nicht die Prärie ist. Festina lente und so weiter."

„Verlaß dich auf mich", sagte Mike grinsend. „Wirf mir, bitte, diesen Speck herüber und vielleicht vier Eier."

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Von Karl Heinig.

Seelenergründung der Frau ist Tiefseeforschung: reiche Schätze; aber schwer und gefahrvoll, sie zu heben.

*

Es ist schön: jung zu sein. Schöner aber: jugendlich zu empfinden.

Tante Charlottes Erbe.

Skizze von Christel Broehl-Delhaes.

Vielleicht hatte sich Digne Kron das alles nicht so gedacht, als sie bedenkenlos ihre Stadtwohnung aufgab, um Tante Charlottes Erbe zu übernehmen. Das Berauschende einer frühlingsgrünen Landschaft, der ganzen sommerlichen und spätsommerlichen Schönheit der Heide lockte sie willenlos hinaus in ein längst ersehntes Land der Einsamkeit.

Mit Entzücken fühlte Digne ihre prächtig gehobene Stimmung, ein erstaunliches Schaffensbedürfnis. Tante Charlottes Erbe hatte bisher in jeder Beziehung segenspendend gewirkt, denn auch Dignes Körper war über aller geistigen Tätigkeit nicht zu kurz gekommen. Das viele Liegen zwischen silbernen Birken im herb duftenden Heidekraut färbte ihre Haut fast bronzebraun, und die kräftige Luft reinigte alle Poren, die der Stadtstaub verschlossen, ließ den Körper stärker und sehniger werden. Das war alles so schön gewesen. Selbst der Herbst noch, da der Regen tagelang ununterbrochen klatschte und der Sturm gegen die Fenster raste, ganze Hände voll falber Blätter an die Scheiben werfend. Scheite prasselten im Kamin, und Tante Charlottes Haus mit seinen luftigen Biedermeierzimmern, den Truhen, Raritätchen und Kostbarkeiten erwies sich als ideales Künstlerheim. Gerade da, als Digne sich so recht behaglich fühlte, sich einer lange erdachten, großen Arbeit hingab, fing das mit der Guste an. Das fesche, junge, moderne „Mädchen für alles", das sich Digne aus der großen Stadt mitgebracht hatte, bekam das Heimweh. Öfter und öfter huschte es zwischen seiner Arbeit ins Zimmer, gleichgültige Dinge erfragend, über dies und das plaudernd. Digne, nicht gewillt, sich in ihrer Arbeit ernstlich stören zu lassen, sah das eine Weile an, verbat sich aber dann energisch diese Störung. Heute tat es ihr manchmal leid. Guste kündigte ihr und verließ sie, als der erste Schnee vor der Haustür glänzte . . .

Wäre es Sommer gewesen, hätte Digne es nicht einmal empfunden. Voll Zufriedenheit würde sie gearbeitet und in der Zwischenzeit ein Mahl bereitet, Wäsche ausgebessert haben. Nun aber, da sie sich fürchten mußte, weit in die Heide hinaus zu gehen, in deren unabsehbarem Weiß man sich verirren konnte, nun bedrückte auch sie die Einsamkeit, nun bekam auch sie Heimweh! Nein, das nicht! Es war ihr nur so, als fehle etwas in diesem vollendeten alten Hause, etwas, das dazu gehörte, weil es jahrzehntelang dazu gehört hatte. Und mit einem Male wurde es Digne klar, daß sie Tante Charlottes altes, treues Mädchen nicht hätte entlassen sollen, damals, als sie das Erbe antrat und die kleine, gedankenlose Puppe aus der Stadt mitbrachte, die sich in der Heide zu Tode graulte.

Digne Kron trat vom Fenster zurück, vor dem die Landschaft eintönig weiß vermummt lag, vor dem es aus bleischwerer Luft schon wieder zu schneien begann. Wenn doch jetzt jemand dagewesen wäre, der neue Scheite in den Kamin gelegt hätte — wenn doch irgend jemand in der Küche mit den Tellern klappern wollte — wenn sich doch ein feines und kräftiges Kaffeearoma durch die Türen schmeicheln würde! — aber es blieb alles einsam, still und duftlos.

In diese fast schwermütige Stille gellte der Klang der Hausglocke. Verwundert erhob sich Digne und ging zur Tür. Seit Tagen hatte niemand mehr geschellt.

Eine wunderlich verschneite, dürftige, kleine Person stand auf der obersten Stufe. Mehr als diese Gestalt nahm Digne sofort den Ausdruck unsäglich trauriger Augen wahr, der sie seltsam bedrückte.

„Fräulein Digne, das bin ich. Tante Charlottes alte Gitta!"

„Die Gitta?" Digne schlug die Hände ineinander. „Woher kommst denn du in diesem schrecklichen Schneegestöber?"

„Ich hatt' im Dorf zu tun —" Selbst wenig Geübte hörten die offenkundige Ausrede heraus. „Und da — da mußte ich — noch mal das Haus sehen — wo —" Sie fror, „darf ich herein kommen, Fräulein?"

„Aber sicher!" beeilte sich Digne, die vor lauter Fassungslosigkeit und Freude über den unerwarteten Besuch im Türrahmen stehen geblieben war.

Im dämmerigen Flur schälte sich Gitta aus doppelten Umhängen heraus und klappte dann auf dicken Sohlen hinter Digne her ins Wohnzimmer. Klein und arm saß sie in einem schweren Sessel und strich mit den rauhen Fingern zärtlich über die Armstützen.

„Genau wie immer — aber auch gar nichts verändert. Sehen Sie, Fräulein, das wollt' ich mal wiedersehen! Was sag' ich — das mußte ich — ja —"

Digne deckte eine Weile die Hand über die Augen, als müsse sie etwas verbergen. Hastig fragte sie, um Gittas unbeendeten Satz nicht zu Ende hören zu müssen: „Wie geht

es denn sonst, Gitta? Bei deiner Schwester hast du doch jetzt einen guten Tag, nicht?"

„Einen guten Tag schon . . .", sagte Gitta und hob wieder die Augen mit dem Ausdruck eines verjagten Hundes, den Digne so fürchtete, „aber das ist es alles nicht. Wenn man zeitlebens ans Arbeiten und Umsorgen gewöhnt ist —"

Digne brannte die Scham in den Augen. Sie war erschrocken, ergriffen, erschüttert. Mit einer gesuchten Entschuldigung erhob sie sich: sie wolle Kaffee machen. Da sprang Gitta auf — und sie war nicht mehr die kleine, bange, traurige Gestalt von vorhin —. „O bitte, Fräulein, darf ich das? Hier noch einmal . . . Fräulein!"

„Aber gewiß, Gitta, wenn es dir solche Freude macht. Natürlich." Eine Weile später saß Digne wieder allein in ihrem Zimmer, und dann war es so, wie sie es sich noch eben gewünscht hatte: in der Küche wurde mit dem Geschirr geklappert, Kaffeeduft eroberte das Zimmer, und es kamen wieder Schritte über die Treppe. Gitta deckte den Tisch und stellte alles genau so hin, wie es zu Tante Charlottes Zeit gewesen war. Dann brachte sie einen Arm Holz für den Kamin. Guste hatte man immer erst dazu auffordern müssen, aber bei Gitta war das nicht nötig. Sie tranken miteinander Kaffee und aßen Dignes vor Tagen gebackenen Kuchen. Gitta erzählte unablässig, als sei mit der kleinen Tätigkeit in dem geliebten Hause ihre Bedrücktheit verschwunden. Digne hörte ihr mit einer stillen Verwunderung zu. Sie hatte ja gar nicht gewußt, welch angenehme Gesellschafterin Tante Charlottes verkannte Getreue war. Gitta wußte von jedem Winkel eine Geschichte, und jedes Möbelstück war geradezu ein historisches Stück aus der glanzvollen früheren Zeit. Alle geheimen Wege und Stege der heimatlichen Heide kannte Gitta im Schlaf. Dann wollte zunehmende Winterdämmerung der behaglichen Stunde ein Ende bereiten. Besorgt sah Gitta nach dem Himmel.

„Nun muß ich wohl wieder zur Bahn gehen", sagte sie zögernd. „Es gibt heute noch mehr Schnee — und —"

„Jetzt schon?" erschrak Digne ernstlich, die unter den Worten der Alten erst recht heimisch geworden im Heidehaus. „Nein, Gitta, bleib' hier. Es war unrecht und unklug von mir, dich damals weg zu lassen. Du warst ja auch ein — Erbstück von Tante Charlotte. Und heute" — sie lächelte übermütig — „bist du ja nur aus Heimweh hergekommen. Im Dorf hast du gar nichts zu tun gehabt. Stimmt's?"

„O, Fräulein!" stammelte die Ertappte, und mit einem Male war von der armen, müden Gestalt mit den traurigen Augen nichts mehr da. Da stand wieder Tante Charlottes richtige, tüchtige Gitta.

„Man soll dir deine Sachen nachschicken", sagte Digne. „Und dann, was meinst du wohl, was zu einem richtigen Festabendbrot gehört?"

Während Gitta mit flink umgebundener Schürze selig in ihr altes und ureigenes Reich wieder hinab stieg, griff Digne zärtlich zur Arbeit, bei der sie niemand stören würde. Sie war froh, Tante Charlottes Erbe wieder voll zusammen zu haben.

Gelegenheitskauf.

Von Jo Hanns Rösler.

Saisonausverkauf bei Schleuder und Ramsch. Kommt ein Kunde: „Sie haben Ausverkauf?" „Zu dienen. Selten günstige Gelegenheit. Einmal im Jahr. Alles unter Einkaufspreis. Kommen und staunen. Bis 50 Prozent ermäßigt." „Zeigen Sie mir etwas mit 50 Prozent Rabatt!" Bringt ihm Schleuder einen verschossenen Teppich. Der Kunde nimmt den Teppich. Schleuder wickelt den Teppich in eine Tüte. Der Kunde marschiert an die Kasse.

An der Kasse sitzt Ramsch. „Alles nach Wunsch bekommen?" Wehrt der Kunde ab: „Danke. Habe schon. Mit fünfzig Prozent." Liest Ramsch den Zettel: „Ah — einen Teppich — ein selten schönes Stück. Wirklich ein Gelegenheitskauf!"

Fragt der Kunde: „Kleinrentner haben doch bei Ihnen zehn Prozent Rabatt?"

Meint Ramsch: „Gewiß!"

Fragt der Kunde: „Stammkundschaft hat bei Ihnen zehn Prozent Sonderrabatt?"

Meint Ramsch: „Gewiß!"

Fragt der Kunde: „Bei Barbezahlung zehn Prozent Kassenskonto?"

Meint Ramsch: „Gewiß!"

Fragt der Kunde: „Als Verwandter Ihres ehemaligen Bureaufräuleins zehn Prozent Personalabzug?"

Meint Ramsch: „Gewiß!"

Sagt der Kunde: „Und dann bin ich noch in der Freiheitspartei, im Handelsschutz, im Sparverein, im Hausherrenverband und im Schützenklub. Macht gemäß Ihren Inseraten fünfmal fünf Prozent. Dazu viermal zehn Prozent sind zusammen fünfundsechzig Prozent. Dazu fünfzig Prozent Ausverkaufsnachlaß sind zusammen hundertfünfzehn Prozent."

Meint Ramsch: „Bitte sehr. Sie bekommen noch zehn Mark heraus. Hier ist der Teppich. Vielen Dank. Beehren Sie mich bald wieder. Guten Tag!"

Der Kunde marschiert ab. Bleibt plötzlich stehen in der Drehtür. Kommt nochmals zurück. Und fragt: „Rabattmarken geben Sie nicht?"

Lustige Rundschau



* **Eilig.** „Warum hast du deine Freundin nicht heraufgebeten, statt dich zwei volle Stunden mit ihr vor der Haustür zu unterhalten" war dem Manne inzwischen die Suppe angebrannt. — „Ich wollte es ja. Aber sie hat gleich zu Beginn gesagt, daß sie es sehr eilig habe."

*

* **Anfänger.** Bulle spielt Billard. Stößt ein Loch in das grüne Tuch. „Herr!" wogt der Wirt heran . „Für Anfänger habe ich das Billard nicht!" Bläst sich Bulle auf: „Was heißt Anfänger! Das ist schon das fünfte Loch, was ich gestoßen habe."



Rätsel-Ecke



Rätsel.

Rief ich ein Ave aus an meinem Ende,
Wär's die Musik, darin man leicht mich fände;
Ließ ein Karte ich am Schluß erscheinen,
So macht' ich namhaft von zwölf Brüdern einen.

*

Akrostichon-Rätsel.

Lage, Wald, Wein, Adel, Ode, Bingen, Rade, Tempel, Richter, Lias, Eis, Lachs, Ehre, Sau, Eid, Aken, Asche, Eil', Stern, Aehre, Alm, Lias, Alice, Agnat, Dom, Eiche.

Jedes der obigen Wörter ist durch Vorsetzen eines Buchstaben in ein anderes Wort zu verwandeln. Die neuen Anfangsbuchstaben ergeben ein Sprichwort.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 254.

Auflösung von „Wer kann das lesen?"

Ja! es gibt noch deutsche Tugend,
Die allmächtig einst die Ketten reißt . . .
Wenn auch jetzt in den bezwungnen Hallen

Tyrannei der Freiheit Tempel bricht:
Deutsches Volk, du konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht!

Th. Körner.

*

Viereck-Rätsel:

S	c	h	o	r	n	s	t	e	i	n
R	o	s	e	n	k	u	l	t	u	r
S	o	n	n	e	n	l	i	c	h	t
W	e	i	n	f	l	a	s	c	h	e
M	e	i	l	e	n	s	t	e	i	n
F	a	r	r	e	n	k	r	a	u	t
M	e	e	r	e	s	b	u	c	h	t
B	o	e	h	m	e	r	l	a	n	d
W	o	l	k	e	n	b	r	u	c	h
S	o	n	n	e	n	b	l	u	m	e
H	a	m	m	e	l	k	e	u	l	e

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.